



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 51.

Wiesbaden, den 19. September 1915.

3. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Sieg“, von E. M. Schultze. — „Gedächtnistag“, von Clara Blühgen. — „Reiseerlebnisse“, von Melchior Beyler. — „Antonie“, Erzählung von P. Wagner. — „Deutsche Wörter im Französischen“, von Dr. E. Perow. — „Liebe mit Hindernissen“, Erzählung von Gerustern. — „Wilderbogen fürs Haus.“ — „Nützige Gede.“

Zum Geleite.

Die Treue ward bei den alten Germanen durch keinen Schwur befestigt; denn der Schwur ist erfunden worden, wo Meineide sind: „Ein Wort ein Dorn, ein Mann ein Mann!“ das war die Formel der Männer; die Hand war das Siegel, und die Ehre des freien Angeichts die Bürgschaft und Befestigung. E. M. Arndt.

Sieg.

Von E. M. Schultze.

In meiner Heimatstadt steht auf einer Anhöhe ein Turm, der den Namen Hochzeitsturm trägt. Das ist, wie mich dünkt, ein schöner, glücklich gewählter Name, volkstümlich und von eigener Art zugleich, denn während er das Einzelglied versinnbildlicht, das Zwei errungen haben und dem der Turm ein Wahrzeichen bedeutet, ruft er doch auch in der breiten Menge des Volkes Erinnerungen und jene Poesie wach, die im Myrthenkranz und Rosenpfad zum Altar schwebt. Das macht, Hochzeit ist hohe Zeit, eine Höhe, die erreicht worden ist nach einiger Mühsal, Kampf, Zweifel und Bangigkeit, von der man nun einen Ausblick gewinnt auf das gelobte Land, das sich vor uns breitet, das uns gehört und das wir dennoch erwerben müssen, um es zu besitzen.

An einem dieser ersten Maitage erkletterte ich die Höhe unseres Hochzeitsturmes — die wirkliche, nicht die sinnbildliche. In aller Frühe schon war der Wunsch in mir wach geworden, von dort oben das heffische Land sich breiten zu sehen im Frühlingsglanz. Droben sah ich nun, als die Sonne schon abwärts ging, atemlos, aber selig auf einer Steinbrüstung, in sonnenbebrüteter Einsamkeit. Drüben schwebten die Taunushöhen, durchsichtig wie Schleier, so vergeistigt war ihr Blau — hüben zog die Bergstraße mit ihrem charaktervollen Melibokus, vor den sich wehrhaft der burggekrönte Frankenstein schob. Ein wichtiges Bismarckdenkmal stand mit dunkler Schwere im leichtsinnigen Grün junger Buchenwälder; und violette Höhen und enziandblauer Himmel spiegelten sich im lieben, allbekannten Heimatgewässer, als See ein bißchen dürrig, ein bißchen üppig als Teich. Zwischen der Höhe dort und der Höhe hier aber lag, eingebettet in weiße Kirsch- und Birnblütenwolken mit rosigem Pfirsichsaum gerändert, die Stadt, friedvoll in ihrem köstlichen Gewirr von Häusern, Dächern, Kirchen, Türmen und Schloten. Silberner Rauch kräuselte sich, und Fenster, die dem Frühlingswind offen standen, bewegten sich

hin und her, und ihre Scheiber bligten rätselhafte Feldsignale.

Ich weiß nicht, wie lange ich schon die Wonne dieses Frühlingsnachmittags gekostet hatte, als Tritte auf der Treppe klangen und eine Stimme mir bescheiden und höflich „Guten Tag“ bot. Es war ein Landwehrmann, der in meine einsame Welt heraufgeklettert war, aber er war so still und bescheiden wie sein Gruß und machte sich daran, die Turmrunde langsam abzugehen, während ich wieder in mein Schauen und Sinnen verfiel. Vor einigen Wochen war ein alter Herr hier oben gewesen, der, auf die Taunushöhen blickend, angefangen hatte, von dem Humboldts zu sprechen und zu erzählen, daß Wilhelm von Humboldt, nachdem er fünf Erdteile durchkreist hatte, doch nichts Lieblicheres gefunden als die Taunushöhen, von Langer gesehen. Dagegen lobte ich mir hinwieder die Bergstraßenausicht, weil die Höhen dunkler, die Wälder grüner, die Farbenkontraste von Veilchen und Enziantönen leuchtender waren im Spiegel des Wassers als drüben.

Inzwischen war der Soldat näher gekommen und hatte um eine Auskunft gebeten. An seiner Sprache merkte ich bald, daß er kein hiesiger war. Thüringen war seine Heimat, er war beurlaubt und sah noch blaß und milde aus nach den Strapazen der Front. Ein Wort gab das andere, und so fragte ich auch zuletzt, ob er sie alle in guter Stimmung verlassen habe, die da draußen stehen und eine eiserne Mauer um uns bilden. Da sagte er: „Ja, sehr gut“, und nachdem er einen Augenblick geschwiegen, fügte er hinzu: „Drunten in der Stadt läuft's um wie Waldfeuer, daß wir einen neuen, großen Sieg haben!“

Ich war stumm — vor Freude und Beklemmung konnte ich nicht reden. Endlich fragte ich: „Wo?“

„Vielleicht in den Karpathen, aber man weiß es nicht.“ Nach einer Weile setzte er hinzu: „Es ist halt ein Gerücht.“

Da schwiegen wir beide und schauten hinunter auf die Stadt und den festlichen Wald, der sich um sie schmiegte.

Da geschah plötzlich das Wunderbare — es erhob sich unter uns ein Dröhnen, ein helles, singendes Tönen wie von schwingendem Erz — der schwere Klöppel hatte an eine Glocke geschlagen. Und ehe der Schall noch Zeit gehabt, auszuklingen, schwang eine zweite Glocke mit, und wir sahen plötzlich wie der ganze Turm zu leben anfang und all sein Erz schwang und dröhnte und jubelte und sang.

„Sie läuten Sieg“, sagte ich zu dem Soldaten.

Und ohne Aufenthalt fielen die Glocken vom Nachbar-turm ein und jubelten laut und sangen tief, und dann kam's an die nächsten, all ihre Glocken wiegten sich, und die Türme wurden zu tönenden Säulen und warfen Garben von Schall zum Himmel empor, und immer kamen noch neue — kleine Kapellentürmchen mit blechernen Glöckchen und große mit langhinzitterndem Nachhall. Zuletzt war es wie ein Tönen des Meer.

In das Klingen und Singen froch schüchtern die erste Fahne. Kühner folgten ihr die nächsten, und siehe, bald flatterte es schwarz-weiß-rot, und rot-weiß, und schwarz-gelb. Die Menschen krabbelten in buntem Gewimmel auf den Straßen, und die Kinder schwangen ihre Fähnchen. Die Elektrischen trugen die Landesfarben hinaus an die Stadtgrenzen wie eine bunte Saat, und überall schossen die Wimpeln hervor wie die Tulpen.

„Ei, wie schön, wie schön“, sagte eine tiefe Stimme hinter mir, „was feiern wir denn?“

Ich erkannte den alten Herrn, der vor kurzem über Wilhelm von Humboldt gesprochen hatte. Er ist ein Stammgast des Turmes. „Wir feiern Sieg“, sagten wir, wie die Kinder, aber mehr konnten wir ihm nicht sagen, denn wir wußten es nicht.

Eine junge Frau war noch dazu gekommen, mit zwei Kindern, einem Buben und einem Mädel. Den Kindern leuchtete die junge Begeisterung aus den Augen — die der Mutter hatten einen härteren Glanz, wie von unterdrückten Tränen. Ein Sieg kann nicht ohne Opfer sein.

So stand unser kleines Häuflein auf dem Hochzeitsturm und ließ den Glockenjubiläum zu sich herauf schwellen und feierte Sieg — den namenlosen Sieg! Aber gerade weil er noch namenlos war, wurde er uns an jenem Frühling-nachmittag nicht so sehr zur räumlich und zeitlich begrenzten Tatsache, als zum Symbol. Zum Symbol aller Siege, die unsere Tapferen schon erstritten haben und noch erstreiten werden, zum Siegel unserer guten Zuversicht.

Und weil wir eine Höhe erklimmen hatten, wie jene die zur Hochzeit rüßten, war es uns, als ob wir über das sonnenbeglänzte Lenzland hinweg, weitab durch Raum und Zeit schauen durften, in die Tage hinein, die noch nicht sind, aber kommen werden, Tage voll Festigkeit und Ehre und Sicherheit und Frieden.



Gedächtnistag.

Von Klara Blüthgen.

Und manchmal scheint es, alles sei wie je,
Daß sich die Erde schon geschlossen habe.
Der wilde Schmerz verhaucht im leisen Weh —
Ein Jahr schon streicht der Wind ob deinem Grabe —

Was unter Tränen auch in Scherben brach,
Des Lebens letztes Wort blieb ungesprochen.
Auf totem Acker wächst es langsam nach —
So viele Früchte locken ungebrochen.

Ein Kindchen hängt an meinem Kleidersaum,
Ein Zwitscherstimmchen plaudert holde Worte;
Und das Verlorne scheint ein ferner Traum —
Schon wuchern Rosen um die dunkle Pforte.

Ein Frösteln wohl — ein Schatten ew'ger Nacht —
Wie fernen Schlachtlärm fühle ich es tönen —
Und durch des Herbstes wunderbare Pracht
Nachzitternd einen Schuß im Hirne dröhnen.

Reiseerlebnisse.

Von Melchior Weyler.

Ottegebe.

Irgendwo vor einem Bahnhof wartet eine Mädchenschar nach einem Schulausflug auf das Kommen des Zuges, der sie wieder nach Haus bringen soll. Vor einem Automaten, der Schokolade, gebrannte Mandeln, Pfefferminz-kugeln und andere Herrlichkeiten verkauft, ist ein großes Gedränge.

Drei kleine Mädchen, dreizehn, vierzehn Jahre alt, beratschlagen eifrig, was sie kaufen sollen, und drehen ihre Groschen aufgeregt in heißen Händen. Eine von ihnen sieht aus wie das Kind Ottegebe im armen Heinrich, blond, schlank, biegsam und zart, mit großen, blauen überirdischen Augen. Im weichen seidigen Haar trägt sie, wie eine Krone, eine Esecranke.

Sie macht als die letzte ihren Einkauf und als sie sich mit ihrer Tafel Schokolade umwendet, sieht sie plötzlich ganz nahe einen Verwundeten, der langsam, mühselig, mit zwei Stöcken daherkumpelt. Das Kind bleibt stehen, drei Herzschräge lang, und wird bleich wie ein Leinentuch, und ihre großen Augen, flammend von Mitleid und Liebe, ruhen wie Scheinwerfer auf dem armen, kleinen, jungen Soldaten.

Plötzlich kommt Leben in das ganz erstarrte Kind, eine rote, heiße Welle überflutet ihre Wangen, und sie tritt schnell auf den Soldaten zu und reicht ihm die Schokolade — stumm, aber mit einer schenkenden, hingebenden Weibgebärde von unendlicher Schönheit . . .

O du liebes Kind Ottegebe . . . Morgen wirst du Julia sein, bald vielleicht Jolde, und wenn Gott dich lieb hat, wird er dir das glückliche Alter der Baucis schenken.

Das Schönste.

Die Bekanntschaft mit diesem Landwehrmann wurde, im Wartesälchen eines kleinen Bahnhofes einer Kreisbahn gemacht, beim Harren auf einen Zug, der nicht kommen wollte. Kein Mensch wußte, wo er blieb, und wo er „herumluderte“, wie der aufgeregte Herr Vorsteher sich ausdrückte.

Mein Landwehrmann saß geruhig in seiner Ecke und rauchte gelassen eine Zigarre. Er hatte ein ernstes, bär-tiges Gesicht und nachdenkliche Träumeraugen. Ich mußte plötzlich an Jakob Böhme, den mystischen Schuhmacher denken . . .

Wir kamen schnell ins Gespräch, und ich erfuhr, daß er Verwandte besucht hatte, und daß er ein Uhrmacher war. Uhrmacher sind immer Philosophen . . . Da wir daselbe Ziel hatten, beschloß ich, die Unterhaltung fortzusetzen.

Natürlich sprachen wir gleich vom Kriege, und er fing an zu erzählen. Er war in Belgien und Frankreich gewesen, er hatte viel Großes mitgemacht, aber die kriegerischen Ereignisse, Kampf, Sturm, Schützengraben streifte er nur so nebenher, und er verweilte lieber bei dem, was „schön“ gewesen war.

Und schön war viel —: der erste Brief aus der Heimat, das erste Liebesgabenpaket, das erste Quartier bei guten Leuten, eine Zigarre, die ihm der Major gegeben hatte, das erste Bett nach harten Wochen, Kahnfahrten mit französischen Mädchen, ein Konzert in einer Kirche, ein plötzliches Wiedersehen mit einem alten Schulfreund, ein Stoß Zeitungen, ein Gärtchen, das sie sich vorm Unterstand angelegt hatten, ein Gärtchen mit Blumenbeeten und Rabatten für Salat und Radieschen, die der Hauptmann so gerne mochte.

Uebrigens hatte sich der Zug inzwischen doch noch glücklich eingestellt, und wir waren längst unterwegs.

Ich hörte stauenden Ohres zu und freute mich sehr über diese Erzählung meines Lebenskünstlers von Landwehrmann. Man konnte wirklich ganz vergessen, daß er all dies Schöne im Krieg erlebt hatte. Es war ganz so, als ob er Reiseerinnerungen auskramte, dieser Uhrmacher, Erinnerungen von einer Reise, die manchmal beschwerlich, manchmal sogar mit einigen Gefahren verbunden gewesen war.

„Was den Frieden und die Heiterkeit der Seele angeht“, dachte ich mir, „so bist du doch ein Vetter im Geist von Jakob Böhme, dem Schuster, und deine Augen haben mich nicht betrogen.“

Er erzählte immer weiter in ruhiger Munterkeit, und wir waren plötzlich angekommen, ich weiß nicht wie — die anderthalb Stunden Kleinbahnfahrt waren wie im Fluge vergangen.

Wir gingen noch ein paar Schritte zusammen in die Stadt, und als wir uns gerade trennen wollten, kam mir noch der Einfall, ihn zu fragen, was denn nun von all dem Schönen da draußen das Schönste gewesen wäre.

Er befaß sich einen Augenblick.

Dann sagte er: „Das Schönste? Ja, das war wohl die erste Kerche . . . Stundenlang hatten die Kanonen gebrüllt, mit einem Male war alles still und über uns sang eine Kerche . . . Das war wohl das Schönste.“

Daß einem die Tränen doch so lose sitzen . . .

„O, du Barbar“, dachte ich, „eine Kerche!“

Und dann lud ich mir den Kerchenmann zum Nachtmahl ein.

Die Nelke im Knopfloch.

Oskar Wilde hat eine entzückende Komödie geschrieben: „The importance of being earnest“. Ich werde nächstens eine wunderschöne Abhandlung schreiben „Die Wichtigkeit, eine weiße Nelke im Knopfloch zu tragen“, denn die weiße Nelke im Knopfloch hat mir vor vielen Jahren schon Alfred Lichtwarks Gunst erworben, und gestern Abend habe ich durch die Nelke eine sehr erfreuliche Bekanntschaft gemacht.

Und das ist so gekommen.

Ich stieg irgendwo in einen späten Zug, der vom Westen kam, und als ich saß, sah ich mir gegenüber einen jungen Offizier, der seinen Mantel über den Knien ausgebreitet hatte, der ein großes Messer in der Hand hielt, die Spitze nach oben — *menacer le plafond* nennt der Franzose das so hübsch, und es ist namentlich beim Essen sehr anmutig — und der mich mit seinem hübschen und gescheiten Gesicht ganz entsetzt anstarrte. Es war leicht zu merken, daß ich ihn sehr gestört hatte . . . Ich gab mir Mühe, an ihm vorbeizusehen, bemerkte neben ihm ein aufgeschlagenes Insektbuch, das so lag, daß man den Titel lesen konnte —: *Mogens* . . . und es war nun nicht zu vermeiden, daß sich mein Blick zu ihm zurückwandte, denn diesen jungen Barbarenleutnant, der aus dem Felde heimkehrend Jens Peter Jacobsen liebt, den mußte ich mir einfach noch einmal, und zwar genau ansehen, was hoffentlich jedermann begreifen wird. In diesem Augenblick sagte sein Gesicht ein trotziges „Und wenn schon!“, und er schnitt mit schneller und heftiger Bewegung von seinem Mantel einen Knopf ab, der mir fast an die Nase sprang.

„Ich mache mir meinen Mantel zurecht“, sagte er erklärend: „Entschuldigen Sie.“

Das war der Anfang unserer Freundschaft.

Ich erfuhr dann zunächst die Geschichte dieses Mantels. „Meiner war eines schönen Tages weg“, sagte der Leutnant: „und Gott mag wissen, wo er geblieben ist. Dann habe ich diesen hier geerbt . . . Wirklich geerbt von einem Kameraden, den wir begraben mußten . . . Aber er war mir zu weit, viel zu weit, und der Wind fuhr überall herein, und Regen und Schnee auch. Na, da habe ich mir denn überall Knöpfe angenäht und Haken und Oesen, die mir meine Schwester Gott sei Dank eingepackt hatte . . . Da ging denn die Geschichte . . . Sie sehen selbst, überall sitzen solche Dinger . . . Da draußen haben sie mich nicht gestört, aber jetzt, wo man wieder unter Menschen kommt, sind sie mir plötzlich schwer auf die Seele gefallen, und ich wollte den Mantel schnell wieder in menschenwürdigen und vernünftigen Zustand bringen. Aber bis Dingsda“ — er nannte auch mein Reiseziel — „werde ich nicht damit fertig, denn wir sind ja in zehn Minuten da, und ich habe das alles angenäht, als wem für die Ewigkeit halten sollte.“

„Ich helfe Ihnen“, sagte ich.

Und dann holte ich mein Taschenmesser heraus, und wir arbeiteten wie die eifrigsten Schneiderinnen, eine ganze Weile.

Bis wir uns plötzlich ansahen und in lautes Lachen ausbrachen, das bis Dingsda kein Ende finden wollte. Dabei kam natürlich unsere Arbeit nicht weiter. Aber wir fanden plötzlich, daß gar nichts darauf ankäme. Dafür hatten wir beschlossen, vorm Schlafengehen noch eine Stunde zusammen zu verschwätzen und wenn möglich — die Polizeistunde war schon überschritten — noch etwas Ekbares und Trinkbares aufzutreiben.

Nun, aus dieser Verlegenheit befreite uns der freundliche Gastwirt, der uns allerlei hübsche Sachen aufs Zimmer schickte.

Der junge Krieger hatte sich's bequem gemacht. Er lag auf dem Diwan, reckte sich wie eine Katze in der Sonne, rauchte und ließ sich bedienen . . . Ich sage ja, man entwickelt jetzt die erstaunlichsten Fähigkeiten, und der Krieg, der große Zauberer, bringt die Menschen mit der Geschwindigkeit der Kinodramen zusammen . . .

Plötzlich richtete er sich auf, lachte mit weißen Zähnen und sagte ganz vergnügt: „Wissen Sie, daß es furchtbar nett ist, daß wir uns getroffen haben? Und wissen Sie, was mir gleich so gut gefallen hat, die schöne, große, weiße Nelke, die Sie da im Knopfloch haben. Das ist einfach schlemmerhaft schön.“

„Ja, die Nelke!“ sagte ich. „Sehen Sie, ich bin auch ganz verliebt in diese Blumen, in Blumen überhaupt, und ich trage so gern eine Blume im Knopfloch, namentlich jetzt, weil mir das wie ein Bekenntnis zur Schönheit vor kommt, und wann hätten wir wohl je die Schönheit nötiger gehabt als jetzt? Diese Nelke ist mein Kugus, und wenn meine Tanten auch meinen, ich sollte diese Groschen lieber sparen und mir nützliche Sachen, Taschentücher, Socken und Unterhosen dafür kaufen, so tue ich das doch nicht . . .“

„Und das ist recht“, sagte der junge Offizier und hatte plötzlich ein ganz ernstes Gesicht: „Sehen Sie, das ist mir jetzt in diesen belgischen und französischen Städten klar geworden, in diesen Parks und Schlössern, die ich da gesehen habe, in der Schönheit, in der Anmut und im feinen und verständigen Genuß der Schönheit sind uns die anderen voran. Ich weiß nicht, ob es so ist, aber ich glaube, bei uns hat sich diese Freude an der Schönheit noch nicht recht und allgemein entwickeln können, weil wir überall, drinnen und draußen, eingeengt und eingeschnürt waren. Und darum verspreche ich mir so viel von diesem Kriege. Ich denke, er soll uns nicht nur mächtiger und reicher, sondern auch freier machen, und dann werden wir auch schon einholen, was unserm Leben jetzt noch an Schönheit fehlt. Ich sage Ihnen, wenn ich nicht fest daran geglaubt hätte, daß wir eine schöne Welt vorbereiten, dann hätte ich den Krieg gar nicht ausgehalten.“

Daß wir, nach diesem Bekenntnis, die halbe Nacht in Gesprächen ohne Ende verbracht haben, brauche ich wohl nicht zu erzählen. Leider habe ich ganz vergessen, meinem neuen Freunde zu sagen, wie glücklich es mich gemacht hat, zu erleben, daß einer der deutschen Barbaren mit solchen Gedanken aus dem Felde kommt.

Uebrigens glaube ich, daß er nicht der einzige ist, der im Grauen des Krieges lernt, wie not uns die Schönheit tut.



Antonie.

Erzählung von Hermann Wagner.

Als die Kunde, daß die Russen die Grenze überschritten hätten und in ungeheuren Mengen gegen das Innere des Landes vorrückten, in die kleine Stadt R. gedrungen war, packte der Notar Doktor Alphons Hubert, ein etwas nervöser Herr, eiligst die nötigsten Sachen zusammen, um mit Frau und Kindern die Flucht zu ergreifen.

Nun lebte aber als Erzieherin in seinem Hause seit einiger Zeit eine Polin, ein zwanzigjähriges Mädchen, das aus sehr gutem Hause stammte, das jedoch, jung verwais, schon frühzeitig gezwungen gewesen war, sich einen Lebensunterhalt zu suchen. Sie hieß Antonie. Ihr Wesen bil-

dete ein Gemisch aus tiefer Melancholie und einer sprunghaften Heiterkeit, was den Notar häufig veranlaßte, zu seiner Frau zu sagen: „Du, die Toni hat etwas, das mich beunruhigt: Ich glaube, die macht einmal Dummheiten.“

Dieses Mädchen machte nun ihrem Herrn, als dieser sich zur Flucht anschickte, den Vorschlag, er möge sie als Wächterin im Hause zurücklassen, sie würde dafür sorgen, daß der Feind keinen Schaden anrichte.

„Sie? Können Sie denn das?“

„Ja“, sagte das Mädchen dunkel.

Der Notar war höchst erstaunt, aber noch mehr beglückt. Es sprach für den Respekt, den er heimlich vor dem Mädchen empfand, daß er im Grunde an dem Vorschlage nichts Ungewöhnliches fand.

„Aber werden Sie sich nicht fürchten?“ fragte er nur.

Antonie schüttelte den Kopf und lächelte. „Gar nicht. Die Russen tun uns Polen nichts. Ich kenne sie von meinem Vater her, mit dem ich viele Jahre in Rußland gelebt habe. Auch spreche ich fließend russisch.“

Der Notar ergriff ihre Hand und drückte sie. „Sie sind ein tapferes Mädchen, Fräulein. Wir vertrauen Ihnen. Betrachten Sie jetzt unser Haus und alles, was darin ist, als Ihr Eigentum und schützen Sie es. Wenn wir zurückkommen, wollen wir Sie belohnen!“

*

Drei Tage verbrachte Antonie in dem vereinsamten Hause ungestört zu, drei Tage, die überaus still waren, denn die Mehrzahl der Einwohner hatte das Städtchen verlassen.

In ihr war keine Spur von Furcht, dafür das sonderbare Gefühl einer Erwartung. Jenes Verborgene und Niedergehaltene ihres Wesens, welches der Notar dumpf geahnt und von welchem er gesagt hatte, daß es ihn beunruhige, war plötzlich lebendig in ihr geworden, jene dunkle Lust an Abenteuern, die vom Vater her in ihrem Blute war und die ihren Vater nach Sibirien gebracht hatte.

In Wirklichkeit war nämlich ihr Vater gar nicht tot. Infolge revolutionärer Umtriebe, an denen er sich beteiligt hatte, war er von der russischen Regierung im administrativen Verfahren auf Lebenszeit zu Zwangsarbeit verurteilt worden. Nur den Tod der Mutter hatte das bewirkt und die totale Verarmung der Tochter.

Diese bewahrte über ihr Unglück das tiefste Schweigen. Allein sie trug die heimliche Hoffnung mit sich herum, daß es ihr eines Tages möglich sein werde, ihrem geknebelten Herzen durch eine Tat Luft zu schaffen. Welcher Art diese Tat sein würde, darüber dachte sie klar nicht nach. Sie war eine Schicksalsgläubige und als solche eine Natur, die nicht aus sich selbst heraus handelte. Sie erwartete ihre Stunde. Wenn die gekommen war, ergab sich das Nötige von selbst.

Daß diese Stunde jetzt nahe sei, das war die Ahnung, deren Gefühl sich mit süßer Betäubung um die Sinne Antonies legte. In ihre Art zu sehen, war etwas Visionäres gekommen. In ungeheuren Massen, eine schwarze Macht, rückten die Russen heran, nicht gegen ein Land, nein, gegen sie selbst, gegen sie in Person. Und irgendwo, fern im Unbestimmten, stand der Vater, blaß, abgemagert, Ketten an den Füßen...

Antonie schloß die Augen und gab sich dem Gedanken an die Dinge, die vielleicht im Anzuge waren, erschauernd hin. Ein dumpfes Murren kroch durch die Luft, wie ferner Donner. Ihr schien, als seien das die Stimmen jener Zahllosen, die das heilige Rußland auf seinem Gewissen hatte. Und ihre Seele duckte sich, wie ein Panther, der sich zum Sprunge anschickt...

*

Der Zufall fügte es, daß sich in dem Hause des Notars ein hoher russischer Offizier, ein Baron Andreas Möller-Kosch, Oberst in einem Petersburger Garde-Kavallerieregiment, einquartierte, ein Mann von Bildung und glatten Manieren, der, nachdem er mit Antonie bekannt geworden war, den Ton des Kriegers rasch mit dem des galanten Salonmenschen vertauschte.

Er zeigte sich entzückt, daß Antonie russisch sprach, und das in einem Dialekt, der nur in der besten Gesellschaft üblich war.

Antonie, die nicht verheiratet, welche Stellung sie in dem Hause des Notars einnahm, bat vor allem um Schonung des Hauses.

Der Baron lächelte und sagte: „Sehen Sie mich an! Machen Sie den Eindruck eines Menschen, der silberne Köffel stiehlt?“

„Nein“, gab Antonie freimütig zur Antwort.

„Vortrefflich, mein Fräulein! Betrachten Sie mich also als einen Fremden, der gezwungen ist, Sie einige Tage um Gastfreundschaft zu bitten. Und der sich dazu beglückwünscht, es so gut getroffen zu haben. So gut und so schön!“

Den letzten Worten gab der Baron durch einen Blick aus seinen harten grauen Augen einen besonderen Nachdruck, durch einen Blick, unter dem Antonie tief errötete. Und das nicht aus Scham, sondern aus dem Gefühle einer heißen Freude heraus. Denn sie nahm wahr, daß sie jene Wirkung auszuüben begann, die sie erstrebte.

Und sie antwortete daher, indem sie ihrer Stimme eine dunkle Färbung gab: „Herr Baron, ich werde mir Mühe geben, Sie zufrieden zu stellen.“

Der Baron nahm ihre Hand, fuhr streichelnd über deren Rücken und küßte sie sodann nachdenklich. „Wie nett, daß ich gerade Sie getroffen habe, kleine Landsmännin! Zu unseren Feinden gehören Sie doch nicht, wie? Nein, das sehe ich Ihnen an. Und ich rechne darauf, daß wir bald gute Freunde werden. Du — te Freund — du!“ Er zog die zwei Worte auseinander und begleitete ein jedes mit einem neuerlichen Kuß, den er aber diesmal auf Antonies Unterarm drückte.

Sie entzog sich ihm. „Bitte, darf ich Ihnen jetzt zeigen, wo Sie wohnen?“

Er lachte sie an, voller Genugtuung und Anerkennung. „Sie dürfen, meine Liebel! Sie dürfen!“

Und während sie mit einer brennenden Kerze vorausging, folgte er ihr in die zwei Zimmer, die sie für ihn zu recht gemacht hatte.

*

Antonie lag angekleidet auf ihrem Bett und starrte mit offenen Augen in die Finsternis vor sich.

Aber in diese Finsternis kam allmählich Helle, und diese Helle belebte sich.

Drei Männer tauchten auf, drei Männer in schlichtem Zivil, mit harten Augen. Sie traten in das Zimmer von Antonies Eltern in Petersburg, packten ihren Vater, der ahnungslos über ein Buch gebeugt saß, an den Schultern und sagten: „Im Namen des Zaren — du bist verhaftet!“ Die Mutter schrie auf, der Vater machte unwillkürlich eine Bewegung, als wolle er fliehen. Aber die drei Paar harten Augen betrachteten diesen Versuch nur mit Ironie. Es lag eine gewisse satte Zufriedenheit in dieser Ironie. Und die sechs Fäuste ließen nicht locker.

Das Bild verschwand, und ein neues tauchte auf.

Ein hagerer Mann mit schmalen, grausamen Gesicht und Augen, die kalt und ruhig hinter goldenen Gläsern hervorsahen. „Ihr Vater, mein Kind?“ — „Ja, ich möchte ihn sehen.“ — „Das geht nicht. Er ist fort.“ — „Fort? Wohin?“ — „Er ist verhaftet, lebenslänglich. Zur Zwangsarbeit.“ — Ein Schrei. Und ein namenloses Grauen, das sich steigerte, je länger sie in diese Augen sah, die zu genießen schienen, die aber auch in diesem Genießen gleich kalt und gleich spöttisch blieben.

Die Helle verschwand, und es wurde wieder finster.

Nacht. Ueber irgendeiner endlosen Steppe segte der Sturm. Dunkle Gestalten bewegten sich, Skelette, die an ihrem Dasein schlepten. Trockener Husten, Gestöhn, flirrende Ketten und Jüruse der Wachen. Sibirien. Rußland.

Antonie richtete sich auf.

Ihre Wangen brannten im Fieber.

Ihre Augen waren starr auf die Tür gerichtet.

*

Es klopfte.

Erst einmal ganz leise, dann ein zweitesmal stärker.

Antonie griff mit der Hand nach der Waffe, die neben ihr auf dem Nachtkästchen lag.

„Ja?“ sagte sie leise.

„Öffne, Liebling — ich bin es, ich!“ kam es von draußen.

„Wer?“

„Ich, Andreas . . .“

Antonie tastete sich zur Türe, lächelte wie im Traum und schob den Riegel zurück.

Die Türe öffnete sich und schloß sich wieder geräuschlos.

„Tonitscha — wo bist du?“

„Hier!“

„Oh komm . . .“

„Ich komme!“ antwortete es heisch.

Zwei Arme griffen zu.

Aber ein Feuer flammte auf, ein Schuß krachte und eine schwere Masse brach lautlos zusammen . . .

Am nächsten Morgen führte man Antonie ab.

Sie sah unschuldig und kindlich drein.

Nichts mehr von jenem Sonderbaren war an ihr, von dem der Notar gesagt hatte, daß es ihn unruhig mache.

Sie lächelte.



Deutsche Wörter im Französischen.

Von Dr. Eugen Lerch,

Privatdozent an der Universität München.

Seit Beginn des Krieges ist das gewiß berechtigte Bestreben, die leidigen Fremdwörter durch gute deutsche Ausdrücke zu ersetzen, zuweilen in eine wahre Verdeutschungswut ausgeartet. So will man u. a. „Komil“ mit „Lustvielfunkt“, „Deklamator“ mit „Vortragskünstler“ und „virtuos“ mit „vollendet, glänzend, meisterhaft“ übersetzen — ohne zu bedenken, daß „Komil“ und „Lustvielfunkt“ durchaus nicht dasselbe ist, und daß wir „deklamatorisch“ und „virtuos“ auch mißbilligend brauchen, um etwas Hobles, Neukerliches, Unrechtes, und — Undeutsches zu bezeichnen; so will man „Elaque“ mit „Klatschbände“, „Souffleurkasten“ mit „Flüsterhäuschen“ und gar „Strophe“ mit „Gesäß“ verdeutschend . . . Wer etwa darauf hinweisen wollte, daß die Fremdwörter doch eine gewisse Berechtigung hätten, da die deutschen Wörter meistens zu ernst, zu feierlich und deshalb für viele Gelegenheiten einfach zu schade sind, wie denn z. B. ein „Malheur“ keineswegs ein „Unglück“ ist (sondern höchstens ein „Pech“), oder jemanden um „Pardon“ bitten noch lange nicht seine „Verzeihung“ erheben heißt — dem würde sofort der Mund gestopft mit dem Hinweis, daß „nur wir Deutsche . . .“ — „Gut“, könnte man sagen, abgesehen davon, daß weder die Engländer noch die Franzosen es bislang für nötig gehalten haben, eine Uebersetzung von „Strophe“ auszufinden, würde das eben nur beweisen, daß bei uns Deutschen der Sinn für Nuancen undeutlicher ist als bei unseren Feinden — Tatsache, worauf wir eigentlich stolz sein sollten. Und weiter: Stimmt denn eigentlich dieses „nur wir Deutsche“? — Nur mit Einschränkung. Wir Deutsche machen von den Fremdwörtern zugleich den intelligentesten Gebrauch; es gibt kein Volk, das ein belangloses Unglück als „Malheur“ bezeichnet — es gibt freilich auch keins, das überflüssigerweise „Das ist mir egal“ sagt statt „Das ist mir gleich“. Aber Fremdwörter haben sie alle. Daß der englische Wortschatz seit der normannischen Eroberung eine Unmenge französischer Wörter aufweist, ist ja bekannt; ebenso, daß die Engländer am behendesten sind, Wörter aus allen möglichen Sprachen zu übernehmen und geschickt zu anglisieren, so daß der Uneingeweihte sie ebensowenig als Fremdwörter empfindet wie wir „Spiegel“ oder „Schrein“ oder „Fenster“ als Fremdwörter empfinden. Aber die Franzosen? Das Volk, das es im völligen Selbstbewußtsein (früher „Chauvinismus“) am weitesten gebracht hat, das Volk, das zuerst den Begriff der Reinheit der Sprache, der „pureté du langage“, prägte? Es wird manchem zum Troste gereichen, daß auch die Franzosen ihre Fremdwörter haben. Und sogar Fremdwörter aus dem Wortschatz der Deutschen, die sie mit Vorliebe als „Barbaren“ bezeichnen.

Der Pariser Gelehrte A. Thomas soll jüngst in einer wissenschaftlichen Gesellschaft „mit Betonung“ darauf hingewiesen haben, das französische Wort für „Liebe“, amour, sei französischen (genauer provenzalischen) Ursprungs — das Wort für — „Dah“ hingegen, bain, stamme aus dem Germanischen . . . Daran ist nun freilich nicht zu zweifeln. bain

„Dah“ und haïr „hassen“ stammen in der Tat vom germanischen batian = bassen (das übrigens auch die verbündeten Engländer in der Form to hate besitzen). . . . Aber (könnte man erwidern): das Wort „revanche“ ist nicht gerade deutschen Ursprungs (sondern kommt vom lateinischen vindicare) — es hat sich indessen bei uns als Fremdwort eingenistet. . . . Und andererseits gibt es auch ein deutsches Wort aus dem Reiche der Liebe, das den Franzosen so gefallen hat, daß sie sich's aneigneten: unser „traut“ hat in der Form drut, drue, „der Geliebte, die Geliebte“ in der französischen und provenzalischen Minnepoesie eine große Rolle gespielt (provenzalisch drut, drude, ebenso italienisch drudo „Geliebter“).

Die meisten Wörter deutschen Ursprungs hat das Französische schon frühzeitig aufgenommen: schon seit Anfang des 5. Jahrhunderts, nachdem die Franken in Gallien eingedrungen waren und unter den Dynastien der Merowinger und später der Karolinger und Capetinger das Land beherrschten, bis sie schließlich mit der eingeborenen Bevölkerung verschmolzen (so daß also in den Andern der heutigen Nordfranzosen auch deutsches Blut fließt). Aus dieser Epoche stammt vor allem ihr Name „Franzosen“, Français, abgeleitet von den Franken, wie auch franc „frei“ und ein anderes Wort, das eine Eigenschaft bezeichnet, die den Franzosen als „echt-französisch“ gilt: nämlich franchise „Freimut, Offenheit.“ (Frank ist also nicht etwa ein Fremdwort: wer „frank und frei“ gesagt hat und es mit seinem Geldbeutel büßen soll, darf mit Recht „protestieren.“ „Franko“ ist ein deutsches Wort, das wir aus Italien zurückimportiert haben.) Wenn die Boulevardblätter, die jetzt flammende Aufrufe mit Français! überschreiben, die beständig von „honneur français“ und „héroïsme français“ reden, eine Ahnung davon hätten, daß sie eigentlich von fränkischem Heroismus usw. reden! (Französische Wörterbücher verschweigen diese Etymologie schamhaft noch heute. Das große zweibändige „Dictionnaire général“ von Dabfeld-Darmesteter-Thomas, 1900 erschienen, preisgekrönt und wissenschaftlich im allgemeinen recht zuverlässig, verweist unter français auf France, und France — figuriert darin nicht! — Bis ins 16. Jahrhundert hinein glaubte man übrigens in Frankreich an einen trojanischen Ursprung der Franzosen: man leitete sie nämlich von Frankus, einem angeblichen Sohne Hector's, ab; diese Legende hat damals Pierre Bonfard zu seinem langweiligen Geldengedicht „La Franciade“ begeistert). Und die Boulevardblätter so wenig wie die Franzosen oder die Ausländer, die auf den „Boulevards“ flanieren, wissen, daß dieses Wort von dem deutschen „Böhlwert“, „Bollwert“ kommt. Es gäbe also auch in Frankreich einiges zu verfranzösisieren.

Von den etwa 300 Wörtern, die das Französische damals aus dem Deutschen übernommen hat, wie auch von den wenigen, die es in späterer Zeit entlehnte, gehören die allermeisten dem Kriegswesen an. Da die Franken selber ihren Namen aller Wahrscheinlichkeit nach von einer Waffe, einem verloren gegangenen Worte für „Wurfwieß“ haben, wie auch die Sachsen den ihren von einem Worte mit der Bedeutung „Schwert“ führen, so ist das nicht weiter verwunderlich. Da ist zunächst das Wort für „Krieg“ selbst: la guerre kommt vom althochdeutschen werra = „Verwirrung, Zwietracht“. Nur daß der Krieg bei uns heute keine „Verwirrung“ mehr ist — höchstens in Frankreich! (Der Anlaut guerre: werra verhält sich genau wie Guillaume: Wilhelm.) Unser „Helm“ erscheint als heaume, unser „Sporn“ als éperon, halssbere ergab haubert, und die französische Nationalgarde führt ihren Namen von einem althochdeutschen Worte warta „Hüterin“, das mit „Wärter“ und „warten“ im Sinne von „aufpassen“, „spähen“ zusammenhängt: denselben Ursprung hat ja auch regarder „schauen“.

Ähnlich hat althochdeutsches wachta „die Wacht, der Wacht-dienst“ französisch la gaitte ergeben, womit man in der Minnedichtung den Wächter hoch oben auf dem Turm bezeichnete, der die Liebenden warnt; daher guetter „spähen“. Der Krieg schlägt Wunden, die geheilt werden müssen; guérir kommt von warian = „wehren“, und eben daher stammt „Garage“, das wir als Fremdwort kennen; von „wehren“ kam man zu der Bedeutung „in Sicherheit bringen“, insbesondere Schiffe und dergleichen. — Narwa „die Narbe“ finden wir wieder im Französischen navrer „verwunden, das Herz zerreißen“. Auch daß die Franzosen die lateinischen Bezeichnungen der Himmels-gegenenden aufgegeben und sie durch est, nord, ouest, sud „Ost, Nord, West, Süd“ ersetzt haben, dürfte mit dem Kriegswesen zusammenhängen.

Andere von diesen Wörtern beziehen sich auf Landwirtschaft und Jagd: jardin hängt mit dem „Garten“ zusammen, mouffe mit „Moos“, écraffise mit „Krebs“, hareng mit „Dering“. Ihnen reihen sich an: banc von „Bank“, fauteuil von salbafnuol „Faltstuhl“, das wir ahnungslos wieder als

Fremdwort importiert haben; ähnlich verhält es sich mit rotir von rautian „rösten“ und mit souper, das sich von plattdeutsch „supen“ = „saufen“ herleitet! So mancher hat wohl oft in vornehmer Gesellschaft „soupiert“, ohne zu ahnen, welch gemeinen Ursprungs dieses elegante Wort hat! So täuscht uns der Wahn, es käme aus dem eleganten Frankreich. — Vari-berga „Derberge“ ergab höherer und anderer. — Auffallend ist, daß die Franzosen so viele Bezeichnungen für seine Farbunterschiede von den „ungebildeten Barbaren“ entlehnt haben: blanc, „blank, weiß“, bleu „blau“, brun „braun“, gris (gran) von „greis“ (die Greise sind grauhaarig), blafard „bleifarben“ und fauve „falsb“. (Der Modelirungling, der noch vor kurzem eine Krawatte in „bleu“ verlangte, ahnte nicht, daß er damit ein ursprünglich deutsches Wort gebrauchte; und wenn er sie „bleu“ fand, so wußte er nicht, daß dieses „echt-französische“ Wort mit dem deutschen „schiden“ zusammenhängt: „bleu“ ist, was sich schidt, was geschidt = passend ist; und wenn er sich „galant“ zeigte oder sich in „Gala“ warf, so war ihm sicherlich nicht bewußt, daß das „echt-französische“ „galant“ mit unserem deutschen „wallen“ verwandt ist: „wallen“ heißt sowohl „sieden, kochen“, wie auch „wandern, reisen“, also jedenfalls „sich tummeln“, und ein „galanter“ Mann ist eigentlich ein „wallender, ein sich tummelnder, ein hurtiger, ein dienstfertiger“ — und von derselben Wurzel leitet man auch altfranzösisch gaale, italienisch und neufranzösisch gala ab: „Gewall, Gewoge, Fest“.

Interessant ist auch, daß die Franzosen sich ihr Wort für „Schande“, honte, bei den Deutschen borgen mußten: honte hängt mit unserem „höhnern“ zusammen. Später haben ihren Gelehrten die lateinischen ignominia und ignominie und turpitude sind Spezialbegriffe geblieben, das allgemeine Wort für „Schande“ ist immer noch honte, und das Volk empfindet ignominie und turpitude als Fremdwörter, honte dagegen als „echt-französisch“! — Von derselben Wurzel stammt auch hohnit „höhnern, schimpfen“ (Donni soit qui mal y pense.)

Alle diese Wörter und noch viele andere hat das Französische bereits aufgenommen, noch bevor es eine französische Literatur gab, d. h. bevor man darauf kam, daß man nicht nur in lateinischer, sondern auch in der bisher verachteten Sprache des Volkes dichten könne, oder bevor man anfing, die Dichtungen in dieser Sprache des Aufschreibens für wert zu achten. Das war gegen Ende des 11. Jahrhunderts. Bedeutend geringer ist die Zahl der Wörter, die erst später dem Deutschen entlehnt wurden.

Da ist zunächst das Wort renard (Fuchs) zu nennen, das nichts anderes ist als unserer „Reinhard“. Wie kamen die Franzosen dazu, den Fuchs mit einem deutschen Eigennamen zu bezeichnen — um so mehr, als sie ja vom lateinischen vulpes her für den Fuchs das Wort goupil besaßen? Sehr einfach: „Reinhardt Fuchs“ ist der Held des Tiermärchens (Reinhardt ist nur eine andere Form für Reinecke), und unser Tiermärchen hat den Franzosen dergestalt gefallen, daß renard — Reinhardt das angestammte goupil vollkommen verdrängt hat.

In der Blütezeit der mittelalterlichen Dichtungen, um 1200, haben wir auf dem Gebiete der Sprache den Franzosen mehr genommen als gegeben: die „echt-deutschen“ Stoffe von Parzival und von Tristan und Isolde u. a. sind ja von Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Strassburg und Hartmann von der Aue nach französischen Vorlagen behandelt worden, unser Minnefang kopiert französische Vorbilder, und das Turnierwesen ist, wie das Wort „Turnier“ selbst, französischen Ursprungs; ebenso „turnen“.

Was die Franzosen in den späteren Jahrhunderten aus dem Deutschen entlehnt haben, stammt wiederum zumeist aus dem Seerwesen. Ich nenne hallebarde („Delmbarte“), bloc, blocus („Blockhaus“), Blockade („Blockade“) und „blockieren“ sind deutsche Wörter mit französischen Endungen, arabeuse („Halenbüchse“), fläsaue (von „Blasche“) = Pulverhorn, fivre („Pfeifer“ beim Militär), hakiel („halk“ auch = Halteplatz), rolle („Roh“) jetzt schlechtes Pferd (sals rolle ist ein beliebtes Schimpfwort der Pariser Droschkentritscher), cible („Scheibe“, „Schießscheibe“), fabre („Säbel“), vague-mestre („Wagenmeister“), ähnlich quartier-mestre (Meister ohne lateinischen Magister, das französisch maitre ergab), kapi ist unser „Käppi“ (wohingegen „Mübe“ aus dem Französischen stammt) usw. — Gamin, die Bezeichnung für die echt Pariser Gaßenkümmel, wird auf „Gemeiner“ zurückgeführt. — Diese Entlehnungen aus sechs Jahrhunderten zeigen uns, daß den Franzosen unser Seerwesen allezeit imponiert hat und können uns darüber trösten, daß unsere in „Divisionen“, „Brigaden“ und „Batterien“ eingeteilte „Armee“ vom „General“ über das „Offizierskorps“ mit den „Leutnants“ bis zu den „Rekruten“ französische Bezeichnungen führt. Die Hauptsache ist eben doch der Geist, und der ist deutsch genug.

Ein anderes Gebiet, auf dem wir den Franzosen aufzufallen sind, ist — das Trinken. Trinquier heißt „mit den

Gläsern anstoßen, zutrinken“. Unser Bier heißt französisch la bière. Auch vermout und kirsch-wasser bezeichnen durchaus nicht wässrige Getränke, und sogar bichof muß dazu herhalten, eine Art Glühwein zu benennen, fintelmalen die Bischöfe ein violettes Gewand tragen. Einen „Schnitt“ bestellt man mit „Gargon, un bo!“ (boch von „Bochier“), eine halbe Maß mit „une chopel“ (von „Schoppen“).

Außerdem gibt es natürlich im Französischen eine Anzahl deutscher Fremdwörter, die deutsche Einrichtungen bezeichnen und nicht eigentlich zur französischen Sprache gehören, z. B. mark, thaler, kreuzer; bourgmestre, amman und landamman; ein Wert Victor Hugo's heißt „Les Burgraves“; landwehr; walshalla. Neuere Dichter bezeichnen ein träumerisches Gedicht in freierem Versbau als „lied“. Unser Kaiser heißt in französischen Zeitungen le Kaiser. (Uebrigens ist „Kaiser“ ja auch nur ein Lehnwort vom lateinischen Caesar.) — Bismard bezeichnet im Französischen einen guten Wein von 1866, couleur bismard eine rotbraune Farbe („Bismardbraun“), bismard en colère = kastanienbraun und bismard malade = hellbraun! Bismarquier heißt, in Bismards Art verfahren und bismarquer = überlisten!

Offentlich haben wir in diesem Kriege wieder einen Feldherrn oder Diplomaten, der den Franzosen so imponiert, daß sie mit seinem Namen ihre Sprache bereichern!



Liebe mit Hindernissen.

Erzählung von Gernstern.

Er — ein junger, gesunder Bursche, der in der Landwirtschaft gut Bescheid weiß. Er hat vertrauenerweckende, blaue Augen und trägt Stiefel mit hohen Schäften und starken Doppelsohlen. Er ist als Verwalter bei dem Gutsbesitzer Vorschott angestellt, und tut gern seine Pflicht.

Sie — ein hübsches junges Mädchen, das die Haushaltungskurse beendet hat. Sie hat ein niedliches Figürchen, rosige Wäddchen und appetitliche Lippen. Sie bekleidet das Amt einer Haushälterin bei demselben Gutsbesitzer.

Er — heißt Karl Andersen, sie — Keta Jensen.

Sie sahen sich täglich, und es wäre ein Wunder, wenn sie sich gleichgültig geblieben wären. Da wir heutzutage keine Wunder mehr erleben, so verliebten sie sich auch in einander, und zwar mit einer solchen Innigkeit und Ehrlichkeit, wie es nur zwei solch reine, junge Herzen imstande sind.

Leider konnten sie aber keine Gelegenheit finden, beisammen zu sein und in aller Zurückgezogenheit über ihre Gefühle zu sprechen. Wenn Keta am Herde stand und im Topfe die Möhrrüben, hatte sie oft die Empfindung, als drehte und wendete sie ihr armes, sehnlichst erfülltes Herz um.

Liebende haben stets Gewohnheit, ihre guten Eigenschaften ins rechte Licht zu stellen. Das liegt nun einmal so in der Natur des Menschen! Und Andersen bemühte sich gar nicht, eine Ausnahme zu machen. Er konnte allerdings nicht gerade als guter Gesellschafter geschätzt werden, auch zeichnete sich seine Stimme durch keinen musikalischen Wohlklang aus. Seine Augen waren zwar hübsch, aber — das Hinüberblicken kam mitunter auch eine gefährliche Sache sein. Die beiden trafen täglich bei Tisch zusammen, doch hier konnte auch die Gouvernante und selbst Frau Vorschott auf den Austausch der Blicke aufmerksam werden. Mit den Händen mochte er sich auch nicht auffallend machen, denn sie waren zu groß und zu rot. Auf seine Füße durfte er aber wirklich stolz sein, denn er legte täglich nicht weniger als fünf Meilen zurück, ohne zu ermüden, und diese Füße nahmen sich in den ladierten städtischen Stiefeln recht flott aus. Er sah gewöhnlich gerade der Keta gegenüber. Die Versuchung war zu groß! Einmal erlähnte er sich in der Pause zwischen der Suppe und dem Braten, vorsichtig seinen Fuß auszustrecken. Er glaubte, ihn zärtlich an einen kleinen Frauenfuß gedrückt zu haben.

Nun, zum Teufel, behalten Sie doch Ihre Füße bei sich! rief aber der derbe Gutscherr ärgerlich aus. Jetzt wurde es dem armen Andersen klar, daß das Terrain erst genau untersucht werden müsse, bevor ein derartiges Signalement eingeleitet wird.

Auf dem Gewese, das „Kindern“ hieß, befanden sich viele Pferde. Anderjen, der diese schlanken, schönen Tiere außerordentlich liebte, kam jeden freien Augenblick gern nach dem Pferdestall.

Sowie Keta es bemerkte, suchte sie alte Brottrinden zusammen und begab sich auch nach dem Pferdestall, um die Füllen zu füttern.

„Jetzt oder nie!“ dachte er dann jedesmal, wenn er das saubere, helle Kleid schimmern sah. Stets kam jedoch im allerwichtigsten Augenblick irgend etwas dazwischen! Entweder kroch ein Arbeiter gerade von der Dachleiter herunter, oder ein Dienstmädchen kam Eier holen. Oft erschien auch, ausgerechnet in dieser Minute, die Hausfrau und fragte: „Wissen Sie nicht, Fräulein Insen, wo die neue Harke steht?“ und war es zur späten Abendstunde, dann ließ sich wohl auch der Gutsherr mit der Frage vernehmen: „Nun, Anderjen, ist es nicht Zeit zum Schlafengehen?“

Das kleine Fräulein Keta pflegte dann ihr Gesichtchen in ärgerliche Falten zu legen und Anderjen brummte: „Daß Euch alle der Teufel hole!“ Eines Tages schien beiden das Glück zu lächeln. Es war niemand rings herum zu sehen, Keta stand an den Zaun gelehnt und fütterte ein Füllen mit ihren weißen, vollen Kinderhändchen. Anderjen befand sich ganz in der Nähe. Zwei junge Herzen schlugen in beschleunigtem Tempo. Das Blut kochte und die Augen funkelten. Die alten Säule weideten im hohen Gras. Die jungen Füllen spielten und saßen einander ans Ohr, die Vögel zwitscherten auf den Bäumen. Anderjen trat dicht an das junge Mädchen heran, ergriff ihre Hand, und sagte: „Ach, liebe Keta, ich wollte schon lang . . .“ aber plötzlich mußte er sich umdrehen und in die Scheune treten, um einem Störersfried auszuweichen.

Es vergingen aufs neue Tage und Wochen, und die Liebe wuchs wie der Spargel im Kente. Keta konnte schon frische Kartoffeln kochen und Anderjen schickte sich bereits an, das Gras auf den Wiesen zu mähen. So nahten die sonnigen Augusttage heran. Es war an einem Sonntag, als alle zum Gottesdienste nach der nahe gelegenen Kirche gingen. Nur Keta war zu Hause geblieben, da sie plötzlich „schreckliche Zahnschmerzen“ bekam, und Anderjen, der sich bereit erklärte, im Garten aufzupassen, daß die Dorfsungen die Kirchsäume nicht plünderten.

Gegen 10 Uhr morgens tauchten in einer Allee des Gartens die blitzblank geputzten Reiterstiefel auf, und einige Minuten später huschten zwei zarte Frauensüßchen über den Gartenkies. Unter einer schattigen Erle trafen beide zusammen. Zum hundertsten Male schärft er sich ein: „Jetzt oder nie!“ Armer, schlichter Jüngling! Wie er zitterte und bis an die Ohren errötete! Arme neunzehnjährige Jungfrau! Wie ihr Herzchen schlug und ihre Finger bebten!

„Liebes Fräulein Insen, ich vermag es gar nicht zu sagen, wie sehnsüchtig ich diesen Augenblick erwart . . .“

„Ich hoffe, Sie nicht gestört zu haben!“ sagte mit süßsaurer Stimme die Gouvernante, die hinter dem dicken Baume unter einem tieferabhängenden Zweige gesessen hatte.

„Ich . . . ich . . . dachte, Sie wären in der Kirche“, stammelte der Verwalter.

„Ich bekam auch „schreckliche Zahnschmerzen“ . . . Adieu, meine Herrschaften, lustwandeln Sie nur weiter und lassen Sie es sich gut bekommen!“ rief sie spöttisch aus, schürzte ihr Kleid hoch auf und ging weiter.

Als er zu sich kam und sich nach Keta umsah, war sie aber schon verschwunden, wie eine angenehme, flüchtige Erscheinung. Der August neigte seinem Ende zu und es setzten wundervolle, mondbeglänzte Nächte ein.

An einem derartigen Abend schickte Keta sich zu einem kleinen Spaziergang an. Sie richtete ihre Schritte nach dem Garten. Der Liebesinstinkt lenkte sie dahin, wo eine glimmende Zigarre zu sehen war. Unter dem üppigen Apfelbaum entdeckte sie Anderjen. Er fühlte sich sicher unter dem Schutze der abendlichen Schatten, und kühner als gewöhnlich begann er: „O, teuerste Ketotschka, endlich kann ich Ihnen sagen, wie ich . . .“ Mit einem Male regnete es mit Äpfeln auf die Köpfe der Liebenden herunter, als

wenn ein Sturm ganz unerwartet die Zweige mit den reifen Früchten geschüttelt hätte. Außerdem erscholl auch noch ein freches Gelächter.

Es ist in der Tat sehr bedauerlich, wenn zwei vortreffliche Menschen, wie der Gutswalter und Keta, die im Schweige ihres Angesichts tagsüber arbeiten und sich am stillen Abend einer Liebestimmung widmen wollen, in grober Weise gestört werden. Und warum? Weil die wilden Bengels der eigenen Gutsheerrschaft auf die Bäume kletterten, um allerlei Unfug zu treiben!

Karl Anderjen kam zu dem Entschlusse, daß er ganz andere Maßnahmen ergreifen müsse, um unfehlbar zum Ziele zu kommen. Er nahm sich vor, nicht länger, als bis zum 1. Oktober auf „Kindern“ zu bleiben. Bis zu der Zeit wollte er sich weitere Enttäuschungen ersparen und gar keinen Versuch mehr machen, sich der Geliebten zu erklären. Am Tage seiner Abreise aber, wenn er sein Gehalt schon empfangen, seine Sachen gepackt und von der ganzen Familie sich verabschiedet hatte, dann wollte er mit ruhigem, ernstem Tone die Hausfrau fragen: „Frau Vorscht, wollen Sie mir gefälligst sagen, ob ich Fräulein Insen treffen kann, ich habe ihr allein etwas Wichtiges zu sagen.“

Und hierauf wird er dann Ketas Hand ergreifen, ihr in die Augen schauen und sagen: „Ketotschka, du weißt, daß ich dich liebe. Würst du mich auch ein wenig lieben können?“ Ja, das war ein Plan, und wie dumm er war, daß er nicht früher schon auf diesen glücklichen Gedanken kam! —

Der erste Oktober kam heran. Anderjen rüstete sich zur Reise. Er hatte seine Gage schon in der Tasche, Kleider und Bücher gepackt, der Familie Vorscht Liebewohl gesagt und allen gerührt seine Dankbarkeit für die Gastfreundschaft zum Ausdruck gebracht. Noch einmal wandte er sich an die Gutsbesitzerin und sprach mit ziemlich lauter und fester Stimme: „Frau Vorscht, wollen Sie mir gefälligst sagen, wo ich Fräulein Insen treffen kann. Ich habe . . . nämlich . . . ih . . . ihr allein . . . etwas zu . . .“

„Das tut mir sehr leid, Herr Anderjen“, erwiderte sie lächelnd, „Fräulein Insen bekam gestern abend gerade Urlaub und reiste sofort ab, um ihren erkrankten Bruder zu besuchen.“

„Was? . . . wa . . . wann . . . kehrt sie wieder?“ stammelte verwirrt der Ärmste.

„Das weiß ich nicht. Ich erlaube ihr nämlich länger zu bleiben, falls sie den Bruder wirklich so schwer krank findet.“

Anderjen wußte selbst nicht, wie er aus dem Zimmer herausgekommen und nach dem Bahnhofe gelangt war. Wie im Traume löste er eine Fahrkarte, stieg in ein Abteil, drückte sich in einen Winkel, zog sein Taschentuch heraus und weinte zum ersten Male wieder seit seinem vierzehnten Lebensjahre, da seine Mutter gestorben war.

Auf der Station S . . . mußte er umsteigen. Der Zug 142 nimmt dort die Fahrgäste vom Eilzug 147 auf. Beide Züge stehen einen Augenblick dicht nebeneinander, als wollten sie einen flüchtigen Gruß austauschen. Wie immer in solchen Fällen, trat ein Hasten und Drängen ein. Die Schaffner riefen laut die Richtung aus und die Gepäckträger stürzten mit den Reisekoffern in die Wagen des ankommenden Zuges.

Anderjen stand wie weltverloren am Fenster seines Abteils und blickte hinaus. Plötzlich wird er von einem kalten Schauer ergriffen und spricht mit seltsamer Stimme zu sich selbst.

„Himmel! da ist sie ja! das ist ja ihr blauer Schal, dort im Damenabteil des Zuges 142!“ Und er eilt hinaus, stößt rücksichtslos mit den Ellbogen nach rechts und links, stürzt in ihr Abteil, und im Tone grenzenloser Liebe und tiefsten Leidens ruft er aus:

„Ketotschka, willst du mein Weib werden?“

Sie schämte sich erst und wollte nach Frauenart mit der Antwort zögern, aber zur rechten Zeit sagte sie sich innerlich: „Nein, der Augenblick soll mir nicht entgehen — jetzt oder niemals“ . . . Und schlicht und ernst erwiderte sie:

„Ja, Karl.“

„Nun, dann steige sofort aus.“

Sie tat es, und Arm in Arm begaben sich die Glücklichen nach einem Abteil erster Klasse.

Endlich waren sie allein. Er drückte sie an seine Brust und sie ließ es gern geschehen. Erschreckt rief sie aber plötzlich: „O meine Sachen!“ Aber Andersen schien für nichts weiter Aug' und Ohr zu haben. Er zog sie nur um so inniger zu sich heran. Er war beseligt in der Gewissheit, von der geliebt zu werden, die er längst anbetete. Was kommt es da auf einige Schachteln, Täschchen und dergleichen Sachen mehr, an!



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Die Wahl.

Es braust auf dem See der Wind,
Und der eine spricht zage:
Halt ein! leicht strandet mein Schiff
An solchem Tage.
Und der andre spricht frohemut:
Glück auf zum Spiele!
Wie schnell führt solcher Tag
Mein Schiff zum Ziele.
Es weht derselbe Wind
Den Kübren und Feigen —
Wohin er dich führt: die Wahl,
Die ist dein eigen.

Karl Stießer.

Spruchweisheit.

Was du auch tun magst, um reiner, reifer, freier zu werden, du tust es für dein Volk!

P. v. Treitschke.

Für großartig angelegte Naturen ist es die schwerste Aufgabe, auf der Zinne des Erfolges dessen natürliche Schranken zu erkennen.

H. v. Wismann.

Was in der Natur der Dinge liegt und das Schicksal beeinflusst, darüber wäre es töricht und unmännlich zugleich, seine Ruhe und sein inneres Gleichgewicht zu verlieren.

Wilhelm von Humboldt.

Die Quelle des Ideals ist der heiße Durst nach Gerechtigkeit, die Sehnsucht nach Gott, also das Edelste unserer Natur.

Schlegel.

Kriegscho im Dorffrieden der Heimat.

Abend im Walddörlein. Die letzten Strahlen der Sonne verklären das alte Kirchlein. Duftendes Geisblatt spinnst sich über die Grabkreuze; eine wunderbare Stimmung liegt über den Grabhügeln, die von einer weißen Mauer eingeschlossen sind. Durch die geöffnete Kirchentür dringen die Gebete der Dorfgemeinde, die sich zur Kriegsandacht versammelt haben. Der Ton des Avesmarien schwingt in schüchternen Tönen über die Hügel der Toten, über die niedrigen Dächer der Dorfbewohner, über die schlummernde Flur und über den nächtlichen Wald hinweg. Die Blumen neigen ihre tausendköpfigen Köpfe und schlafen, auch das nimmermüde Stimmchen der Grille ist verstummt. Da ist die Abendandacht zu Ende. Langsam entleert sich die Kirche. Voran die barfüßigen Kleinen im munteren Laufschrift, dann die sorglichen Mütter, zuletzt die gebückten Alten. Sie machen halt vor den düstern, wüsten Hügelchen ihrer teuren Verbliebenen. Ueber ihnen dehnt sich der wundervolle, goldfarbene, lichtstrahlende Abendhimmel, über die Weitung des Tälchens hinweg bis zu der dunklen, gradlinigen Mauer der Tannenforste auf den abschließenden Höhen. Auf den Gesichtern der Heimkehrenden ruht der Abendfrieden und alle sind verklärt vom rötlichen Lichte der sinkenden Sonne. Zuversichtlich, voll fester, ruhiger Hoffnung, schreiten sie ihren Wohnungen zu. Ueber ihnen aber, hoch im Abendhimmel, lebt und schwebt es. Hunderte von Schwalben, Glücksboten, sind es, die ihre herrlichen Vögel beschreiben und wie Raketen dahinschießen. Sie können sich kaum genug tun im fröhlichen Spiel. Immer wieder umkreisen sie den Turm, dessen Binnen verbräunt sind vom Abendlichte, immer wieder durchschneiden ihre scharf geschnittenen Fittiche die weiche, zitternde Luft. Manchmal setzt sich einer der unermüdeten Seiger auf einen Dachfirst nieder und beginnt sein geschwätziges Liedchen. Der Storch aber, hoch über allen Dorfbäuern, steht sinnend auf einem Bein und freut sich in stiller Beschaulichkeit der Abendruhe. Weiß er es, wie es seinen gesiederten Genossen dort drüben auf den Schlachtfeldern von Galizien ergiebt, daß sie gar oft im Kriegslärm das traute Dach verlassen mußten, das sie seit Menschengedanken bewohnten? Und die

Schwalben, die sich allmählich unter den Hausbalken ins Nestchen zurückziehen, wo sie ihre Kündchen mit den Schwingen decken, sie danken ihren Frieden und die ungestörte Nachtruhe ebenso unseren Tapferen an der Front wie die Bewohner der niedrigen Häuschen, die mit dem vollen Gefühle der Sicherheit sich zur Ruhe niedergelegt haben. Die Däfte des Geisblatts aber wehen nach und nach einen sanften Schleier über das schlummernde Dörlein und der Mond steht wie ein Wächter oben.

Der Postbote hat einen Brief gebracht, auf den die Mutter schon tagelang mit Schmerzen harrete. Mühsam entsiffert sie die mit Bleistift getriebenen Worte und nur ein Mutterherz kann nachfühlen, was zwischen den Zeilen zu lesen ist an Entbehrungen, Strapazen und Todesängsten. Der Brief ist kein Muster in Schrift und Form und Ausdrucksweise. Die Züge sind ungelent, die Worte sind fehlerhaft geschrieben und der ehemalige Lehrer des Feldarzens hätte an diesen äußerlichen Dingen vielleicht keine allzugroße Freude gehabt. Nun kommt er des Weges. Er sieht die betagte Mutter, wie sie, vertieft in das Schreiben, unter der Laterne steht; er gewahrt, wie sie sich mit der Schürze immer wieder über die Augen fährt. Er ruft ihr freundlich zu und hat es gleich erkannt, von wem das Schreiben herrührt. Da sagt die biedere Mutter väterlich: „Ich tät's dem Herrn Lehrer gerne zeigen, was er mir geschickt vom Feld, aber von wegen seiner Schreibweise traue ich mir das schier gar nicht.“ Und doch ist sie errent, als ihr der Lehrer lächelnd das Blatt aus der Hand nimmt. Als er es mühsam zu Ende gelesen hatte, leuchtet auch sein Auge unter zerdrückten Tränen der Mutter entgegen, die sich nicht genug tun kann, immer wieder für den Abwesenden um Verzeihung zu bitten, dafür, daß er ein so mangelhafter Schüler gewesen, daß er eine schlimme Handschrift habe und daß er in der Dorfschule immer in den hinteren Bänken gesessen sei. Der alte verständige Lehrer läßt das alles nicht gelten und drückt ihr in warmem Mitgefühl die Hand. „Euer Sohn“, sagt er, „ist trotzdem eine Bier für die Jugend unseres Dorfes. Wer solche Anstrengungen und Mühsalen so still und gelassen erträgt, wer dem Angestregten in dieser Weise standhält, wer die Kameraden unter Hintansetzung seines eigenen Lebens in Sicherheit bringt, wer dem Vaterlande mit diesem eisernen Pflichtgeföhle dient, der hat damit am deutlichsten bewiesen, daß er die Hochschule des Lebens bestanden hat; der hat die Note drei im Schülerzeugnis längst in die glänzende Note eins der Lebenspraxis umgewandelt. Freut euch, Mutter, und seid versichert, daß ich auf diesen meinen ehemaligen Schüler ganz besonders stolz bin; hat er es doch wie wenige verstanden, die Lehren der Schule in die Wirklichkeit umzusetzen und sie bis auf's Äußerste zu erfüllen! Wer das gelernt hat, kann nie und nimmer ein schlechter Schüler gewesen sein. In der Lebensschule bewährt sich der Mann!“



Luftige Ecke.

Ein kleines Mädchen, etwa drei Jahre alt, wurde nach oben geschickt mit der Weisung, sich im Wohnzimmer auf einen bestimmten Stuhl in der einen Ecke zu setzen, als Strafe für eine eben verübte Missetat. Bald wurde die Stille durch die Frage der Kleinen unterbrochen: „Mutter, darf ich jetzt wieder herunterkommen?“ — „Nein“, antwortete die Mutter, „du bleibst da sitzen, wo du sitzt.“ — „Na gut, ich meine nur, weil ich auf deinem neuen Putz sitze.“

Nachdem Frau Henne ihre eierlegende Funktion erfüllt hatte, unternahm sie einen Spaziergang auf dem Dose. Zu ihrem Nest zurückkehrend, fand sie es leer und hub an, während zu gähnen. „Was haben Sie für Kummer, anäbige Frau?“ fragte der Hahn. — „Es ist so sonderbar“, knurrte sie, „daß ich niemals etwas wiederfinden kann, wo ich es hingelegt habe.“

Ein alter Herr hatte eben ein ärmliches Mittagessen verzehrt. Als er sich zum Verlassen des Lokales wandte, berührte der Kellner seinen Arm und meinte: „Haben Sie — nicht etwas — vergessen, Herr?“ — „O, allerdings“, antwortete der alte Herr: „Ich danke Ihnen, daß Sie mich daran erinnern.“ Einen Teller aufhebend, versenkte er das Trinkgeld; welches er darunter gelegt hatte, in seine Tasche und schob sich an dem geknickten Kellner vorbei zur Tür hinaus.

Herr Sempel: „Ich lese hier, daß der Pianist Paderewski Rheumatismus in der Hand hat und daher nicht spielen kann.“ — Frau Sempel: „Warum benutzt er dann nicht einfach eines von diesen mechanischen Klavieren?“